

  
I.Rede zum 395. Stiftungstag der Universität  
München.\*

Es ist der 395. Stiftungstag unserer Hochschule, den wir heute festlich begehen; wir blicken demnach auf fast vier Jahrhunderte ihres Bestandes zurück. Gleichwohl gehört diese Universität nicht zu den ältesten in Deutschland. Denn Heidelberg, Leipzig, Rostock, Greifswalde und Freiburg sind älter, und alle diese Hochschulen sind heute noch da, wo sie ursprünglich gestiftet wurden, während die Schule, der wir angehören, bereits an ihrem dritten Sitze sich befindet.

Man dürfte wohl sagen: an ihren beiden früheren Wohnsitzen, Ingolstadt und Landshut, habe unsere Universität zwei Perioden des menschlichen Lebens, das Kindes- und das Jünglingsalter durchlebt, an ihrem dritten Sitz, in München, sei sie in das reife Mannesalter eingetreten.

Da drängt sich denn gleich, wenn wir in dem Bilde bleiben wollen, die bedenkliche Frage auf: wird wohl auch einmal eine Zeit des Greisenalters für die Ludovica-Maximiliana kommen? — Es ist möglich, aber gottlob sind keine Anzeichen wahrzunehmen, die darauf hindeuteten, weder in der Nähe, noch von ferne. Wir alle aber werden wohl der Ansicht sein, daß für ein gelehrtes Gemeinwesen der plötzliche, gewaltsame Tod — durch

---

\* [Rectoratsrede, gehalten in der Universitätsaula am 26. Juni 1867].

Aufhebung — einem langwierigen Siechthum, Marasmus und allmählichen Hinstorben vorzuziehen sein würde.

Über die ersten drei Jahrhunderte der Universität, in ihrer Ingolstädter Periode, wird ein Geschichtschreiber, der nicht sowohl die Einrichtungen, den Organismus, als die wissenschaftlichen Leistungen ihrer Mitglieder zu beschreiben hätte, mit raschem Schritt und flüchtigem Fuß hinwandeln müssen. Gewiß hat es auch in Ingolstadt nicht an Männern gefehlt, welche Ernst der Gesinnung mit Treue im Beruf verbunden; auch dort hat ein, wenn auch stilles, doch gedeihliches Zusammenwirken mannigfaltiger Gaben und Kräfte stattgefunden. Aber es läßt sich doch in diesen drei Jahrhunderten nicht ein einziger Zeitpunkt angeben, in welchem wirklich auch nur in einer Disciplin ein geistiger Aufschwung, ein bemerkbarer Fortschritt wahrzunehmen wäre, oder in welchem die Ingolstädter Schule einmal die Aufmerksamkeit des übrigen Deutschlands auf sich gezogen hätte.

Ich habe jüngst die lange Reihe der dortigen Professoren-Namen sorgsam durchgegangen, aber die allermeisten scheinen sich den Wahlspruch erwählt zu haben: *qui bene latuit, bene vixit*. Denn es knüpft sich auch nicht eine einzige literarische Erinnerung an diese Namen; man kann nicht einmal sagen, sie seien verschollen, — denn ein Schall scheint überhaupt nicht von ihnen ausgegangen zu sein.

Wenn ich aus früherer Zeit den großen Aventin genannt habe, der, wie ein Januskopf und Prophet der deutschen Geschichte, keinen Meister aber auch keinen Jünger hatte, — später die Juristen Besold und Jösttatt und den Canonisten Heinrich Canisius, aus der medicinischen Facultät den scharfsinnigen und philosophisch gebildeten Morasch, so dürfte die Liste der wirklich bedeutenden und auch außerhalb Bayerns berühmt gewordenen Männer, welche Ingolstadt zierten, erschöpft sein.

Selbst in der Theologie, welche doch dort die alles belebende und beherrschende Centralsonne sein sollte, um welche die anderen Facultäten nur wie Planeten sich bewegen, wie klein ist die Zahl

der Männer, welche einen bleibenden Namen in der Geschichte ihrer Wissenschaft hinterlassen haben! Ich kann Valencia, Tanner, Bretser, später allenfalls noch Haunold nennen; fragte man mich aber, wer sind die namhaften Ingolstadter Theologen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und im 18. Jahrhundert, so wäre meine Antwort Schweigen. Nur kurz vor dem Schluß der Ingolstadter Periode könnte ich noch auf Stattler und Wiest hinweisen.

Ich will die Ursachen, welche diesen Zustand geistiger Sterilität und Unmündigkeit herbeigeführt und Jahrhunderte lang festgehalten haben, obgleich sie mir ziemlich klar vor Augen stehen, hier nicht erörtern; sie würden auch nur im Zusammenhang mit der allgemeinen Geschichte Deutschlands und mit der speciellen Geschichte Bayerns gehörig aufgezeigt und gewürdigt werden können.

Wie ist nun gleich nach der Verlegung der Universität nach Landshut alles anders geworden! Es ist als ob an die Stelle eines still und einsam stagnirenden Sumpfes ein frischer und klarer, lebendiger und befruchtender Strom getreten wäre. Es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, daß die Universität Landshut in den 26 Jahren ihrer Existenz thätiger und wirksamer in den Gang der Entwicklung der Wissenschaft und der Literatur eingegriffen, eine größere Anzahl von Gelehrten, deren Namen man noch nach Jahrhunderten nennen wird, aufzuzeigen habe, als Ingolstadt in 300 Jahren. Denken wir nur an Männer wie Savigny, Mannert, Aft, Waltherr, Köschlaub! Und wie viele der Männer, die nachher in München noch segensreich gewirkt haben oder erst hier zum Lehrfache gelangt sind, haben in Landshut, in jener frisch bewegten, anregungsvollen Zeit, in dem Jünglingszeitalter unserer Hochschule, ihre Bildung und das Gepräge ihres ganzen Geisteslebens empfangen!

Wahrlich wir alle haben Ursache genug, jene kurze, nur ein Vierteljahrhundert umfassende Periode der Landshuter Wirksamkeit in der Erinnerung hochzuhalten.

Möge nur Gottes Güte uns noch lange den Mann erhalten,

der jetzt allein die Continuität der Landshuter und der Münchener Hochschule in seiner Person repräsentirt, der den Abend Landshuts mit der jugendlich frischen, den Morgen Münchens mit der gereiften männlichen Kraft seines Geistes erleuchtet und mit dem makellosen Adel seines Charakters geschmückt hat, den Mann, der in höherem Grade als irgend einer der Lebenden oder der Verstorbenen den besten und größten Teil seines Lebens dem Gedeihen und der Blüthe unserer Universität gewidmet hat! <sup>1)</sup>

Und wenn ich nun den Blick über die vierzig Jahre der in München weilenden Hochschule hinstreifen lasse, so drängt sich mir vor allem die Wahrnehmung auf, daß eine ganze Generation trefflicher Männer bereits dahingegangen ist, daß wir, der großen Mehrzahl der Professoren nach, schon in der zweiten Generation stehen. Dahingegangen sind, um nur an einige unserer Verluste zu mahnen: Dresch und Wenig-Jungenheim, Aft und Fuchs, Köschlaub und mein Vater, Schelling, Franz Baader, Görres und Möhler, Andreas Wagner, Schubert und Thiersch. Ihr Gedächtniß bleibt unter uns in Segen, und dankbar sehen wir ihnen nach: sie haben nach besten Kräften der Wissenschaft gedient und zum Wohle der Jugend unermüdlich gearbeitet. Wie vielen aus uns sind sie Lehrer und begeisterte, ermutigende Vorbilder gewesen! Wenn sie zuweilen im Leben gegensätzlich zu einander sich verhielten, wenn sie mitunter selbst schroff einander gegenüberstanden, die Wissenschaft selbst hat zum Theil jetzt schon die Versöhnung gebracht. So sind Schelling und Franz Baader im Leben in wechselseitiger Entfremdung und Abstoßung neben einander hergegangen, aber im Entwicklungsgang der deutschen Philosophie, in der Geschichte der Wissenschaft, werden sie heute schon dargestellt wie ein friedliches Zwillingsgestirn tiefer Denker, als die philosophischen Dioskuren Münchens, die im Grunde einem Ziele, wenngleich auf verschiedenen, doch sich ergänzenden Wegen, ent-

---

<sup>1)</sup> [Hieronymus v. Bayer, geb. 21. September 1792, seit 1818 Docent, dann Professor in Landshut und München, gest. 13. Juni 1876].

gegenstrebten. Das möge uns beruhigen, wenn der Gedanke an frühere, jetzt noch nicht völlig überwundene und versöhnte Zwietracht und Parteigegensätze störend und trübend in das freundige Bewußtsein des Blühens unserer Hochschule sich einzumischen droht.

Doch es ist Zeit, daß ich der frisch geschlagenen, noch blutenden Wunden, der letzten schmerzlichen Verluste, welche die Universität zu beklagen hat, näher gedenke.

Max von Stadlbaur, der Sohn eines Schullehrers, geboren 1808, studirte am Gymnasium und Lyceum zu Amberg, wo Kirner weckenden Einfluß auf den Geist des Jünglings gewann. Kirner hatte sich in der Speculation am meisten der Hegelschen Schule angeschlossen, war aber ein selbstständiger Denker, wohl bewandert in der Geschichte der Philosophie, um die er als Stoffsammler sich anerkennenswerthe Verdienste erworben hat. Als Stadlbaur im J. 1828 unsere Hochschule bezog, fand er sich alsbald in jenen Kreis philosophischer und geschichtsphilosophischer Vorträge versetzt, welche damals von Schelling, Franz Baader, Schubert und Görres gehalten wurden. Wie verschieden auch die Richtungen, die Ziele und die Methode dieser Männer waren, sie standen alle auf positiv christlichem Boden und mußten mächtig anregend wirken auf einen jungen Mann, wie Stadlbaur, der selbst das Studium der Theologie zu seinem Berufe erkoren hatte und durch Kirner wohl vorbereitet in ihre Hörsäle eintrat. Schelling scheint ihn am stärksten angezogen zu haben; seine Aufzeichnungen der religionsphilosophischen Vorträge des berühmten Philosophen theilte er mir einmal mit: sie ließen an Genauigkeit und Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig.

Stadlbaur ward Priester (1831) und Doctor der Theologie (1832), schrieb eine Abhandlung über die Idee Gottes im Verhältniß zur Religion und Moral. Nach zweijähriger Wirksamkeit in der praktischen Seelsorge wurde er, 1834, am Lyceum zu Freising Professor der Dogmatik und neutestamentlichen Exegese, welches letztere Fach er im J. 1839 mit der Moral vertauschte. In

diesem Jahre erschien sein Programm „über das höchste und letzte Princip der Moral“. Der Ruf, den er sich in Freising als vorzüglicher Lehrer, scharfsinniger Theolog erworben, bahnte ihm den Weg an die Hochschule: im J. 1841 wurde er an unserer Universität Professor der Moralthologie, später, 1841, der Dogmatik.

Das Lehramt der positiven Theologie ist in unseren Tagen von eigenthümlichen Schwierigkeiten umgeben; diese Theologie befindet sich in einem Stadium des Übergangs, in einem Proceß der Decomposition und der Recomposition; sie darf sich nicht länger jener mangelhaften und einseitigen, weder historisch und exegetisch noch speculativ genügenden Methode bedienen, welche im 17. und 18. Jahrhundert ihre Literatur beherrscht hat, aber sie hat die ihr adäquate neue Form und Methode noch nicht zu Stande gebracht; sie ist noch im Ringen mit derselben begriffen, und auch ein kräftiger und selbstvertrauender Geist mag sich zaghaft gestimmt fühlen, wenn ihm das Postulat klar wird, daß er als Dogmatiker gleichen Schritt zu halten habe mit dem Gange der historischen und der speculativen Wissenschaften, daß ihm die Fähigkeit innewohnen müsse, auf diesem Gebiete das Vergängliche, das der wandelbaren und vorübergehenden Tagesmeinung Angehörige zu unterscheiden und auszuscheiden von dem Bleibenden, und nur dem Echten, was die Zeit hervorgebracht hat, Einfluß zu gestatten auf seine Wissenschaft.

Stadlbaur war sich in seinen guten Tagen dieser schwierigen Aufgabe und Verpflichtung vollkommen bewußt und arbeitete mit Muth und Kraft an ihrer Verwirklichung. Mit ungewöhnlich günstigem Erfolge wußte er als Lehrer der Dogmatik zwischen der Scylla des Veralteten und unhaltbar Gewordenen und der Charybdis des noch nicht erprobten oder doch noch nicht anerkannten Neuen sich zu bewegen; seine gründlichen philosophischen Kenntnisse kamen ihm dabei sehr zu Statten, und er verstand es bei der jüngeren Generation für diesen Zweig ihrer Studien Interesse und Verständniß zu wecken, wiewohl es immer als ein empfindlicher Nachtheil empfunden wurde, daß er seinen Vorträgen kein Lehrbuch

zu Grunde zu legen vermochte, — weil er keines fand, das ihn befriedigt hätte und sich auch nicht entschließen konnte, selbst eines zu verfassen.

Im Jahre 1847 hat Stadlbaur das in unseren Gymnasien eingeführte „Lehrbuch der christlichen Religion“ verfaßt und im Jahr 1851 erschien seine „Regula fidei catholicae“. Von da ab hat er nichts mehr veröffentlicht.

Daß ein so sorgsamer Geist und denkender Kopf, wie Stadlbaur, in dreißig Jahren akademischer Thätigkeit nur diese zwei Schriften zu Stande brachte und gerade im besten Mannesalter aufhörte zu produciren, das hatte mehrere Gründe: Gleich den Meisten seiner Fachgenossen empfand auch Stadlbaur eine gewisse Scheu und Abneigung gegen literarische Productivität. Es war das aber bei ihm nicht Geistessträgheit und noch weniger das Bewußtsein einer geistigen Inferiorität, sondern vielmehr Gewissenhaftigkeit. Es war das Gefühl, daß auf diesem geweihten Gebiete jeder Fehltritt, jede Schwäche der Argumentation schlimmere Folgen habe, als auf jedem andern; daß man hier nur mit völlig gereiften Geistesfrüchten vor die Oeffentlichkeit treten dürfe, daß die Dogmatik für das bloße Experimentiren und Conjecturiren keinen Raum habe.

Ein anderer Grund von mehr äußerlicher Natur kam hinzu: Das Vertrauen seiner Collegen berief ihn im J. 1844 in den Senat der Universität; von da an ist er, ein seltener Fall, bis zu seinem Tode unausgesetzt in demselben geblieben. Im J. 1848 wurde er auch zum Rectorat erwählt, welche Würde er danach noch zweimal bekleidet hat. Die Geschäftsgewandtheit, welche er in dieser Stellung entwickelte, erschien an einem Priester und Gelehrten als eine so ungewöhnliche und seltene Begabung, daß ich die Meinung habe äußern hören, Stadlbaur würde, wenn er in die Bahn des weltlichen Staatsdienstes, in die Verwaltung eingetreten wäre, sicher ganz ausgezeichnete Erfolge errungen und es zu hohen Aemtern gebracht haben. Bekannt ist, wie hoch König Max II., welcher Stadlbaur mit ganz besonderem Vertrauen be-

ehrte, seine Verdienste in Führung des Rectorats angeschlagen und in welcher nachdrücklicher Weise er bei Verleihung des Kronenordens dieß ausgesprochen hat.

Leider waren Stadlbaur's letzte Lebensjahre durch anhaltende Kränklichkeit und ein zwar langsames aber fortwährendes Sinken der Lebenskräfte getrübt. Der Gebrauch von Bädern brachte keine Hilfe, kaum vorübergehende Erleichterung. Am 5. September (1866) starb er zu Mibling.

Am 6. November (1866) starb Franz Anton Joseph Nietter, geboren zu Stadthof 1808. Am Gymnasium und Lyceum zu Regensburg gebildet, 1831 zum Priester ordinirt, kam er erst 1832 zur Fortsetzung theologischer Studien nach München, wo er eine von der Facultät gestellte Preisaufgabe („über das Geschäft der Vernunft im theologischen Beweise“) löste und 1834 den Doctorgrad erwarb. Damals bestand die Einrichtung, daß an der Universität eine Concurssprüfung für das höhere Lehramt an Lyceen abgehalten wurde. Nietter unterzog sich derselben und wurde darauf zuerst Studienlehrer und Präfect im hiesigen Erziehungsinstitut, dann, 1835, Professor der Moralthologie am Lyceum zu Amberg. 1842 ward er in gleicher Eigenschaft nach seiner Heimat, Regensburg versetzt, wo er zehn Jahre wirkte. Da geschah es, daß in München der treffliche, warme und ideenreiche Bernhard Fuchs, Professor der Moralthologie, noch in der Blüthe seines Lebens dahingerafft wurde, und nun ward Nietter, ihn zu ersetzen, 1852 nach München berufen. Vierzehn Jahre akademischer Wirksamkeit an unserer Hochschule waren ihm vergönnt, da machte ein Rückenmarksleiden, wenige Wochen nach dem Tode seines Collegens Stadlbaur, auch seinem Leben, das er nur auf 58 Jahre gebracht, ein Ende. Es scheint, daß er mit übermäßiger Anstrengung und häufig bis tief in die Nacht hinein an seinem letzten Werke, einem Compendium der christlichen Ethik, gearbeitet hatte und in Folge davon in ein nicht mehr zu heilendes Siechthum verfallen war.

Jetzt da er nicht mehr unter uns ist, werden die meisten



Collegen wohl mit einiger Verwunderung sich entsinnen, daß Nietter so unbemerkt und fast fremd neben ihnen gewandelt ist, wie er denn im allgemeinen nur das Bild eines stillen, bescheidenen, sich niemals vordrängenden und wenig zur Mittheilung geneigten Mannes in der Erinnerung zurückgelassen hat. Er hielt sich streng innerhalb des ihm zugetheilten Gebietes der christlichen Ethik; er hat sie dreißig Jahre lang gelehrt und, wenn ich nicht irre, hat auch bei ihm, wie bei anderen Gelehrten dieses Faches, das Bewußtsein überwältigend und fast niederdrückend gewirkt, daß die heutige Zeit an den Lehrer und Bearbeiter der Ethik Forderungen stelle, welche der einzelne Mann auch nicht einmal annähernd zu erfüllen im Stande ist. Denn der rechte und völlig genügende Lehrer der Ethik müßte nicht nur Theologe, nicht nur gründlicher Dogmatiker und Exeget sein; er müßte auch Pädagog, National-ökonom, Staatsmann und tüchtiger Kenner der Culturgeschichte sein. Und ich gestehe, wenn ich mit Nietter in den letzten Monaten vor seinem Tode zusammentraf, stieg mir mehr als einmal der Gedanke auf, daß ich einen Mann vor mir habe, der im ungleichen Kampfe und Ringen mit einer seine physischen und geistigen Kräfte übersteigenden Aufgabe unterliege.<sup>1)</sup> . . . .

Und nun noch ein Wort an Sie, meine Herrn Studirende! Die Beteiligung an den Preisfragen hat in den letzten Jahren den Wünschen der Universität, wenigstens einzelner Facultäten, nicht so ganz entsprochen. Wir sind aber überzeugt, daß wir Ihnen, indem wir Sie zur eignen productiven Thätigkeit, zur Ausarbeitung von Abhandlungen ermuntern und Ihnen dabei unsern Rath und Beistand verheißen, einen wesentlichen Dienst erweisen, den Sie uns in Ihrem ganzen spätern Leben danken werden. Glauben

<sup>1)</sup> [Es folgten nun Gedankworte auf den am 9. Januar 1867 verstorbenen Professor der Jurisprudenz, Karl Friedrich Dollmann, welche, nach dem kurzen Bericht in der Allg. Ztg. v. 27. Juni 1867 (Nr. 178), „neben dessen wissenschaftlichen Werth auch seinen persönlichen hervorhoben“. Das betreffende Manuscript hat sich jedoch leider nicht vorgefunden].

Sie uns: es kann nur von den wohlthätigsten Folgen für Sie sein, wenn Sie auch einmal, während Sie sonst mehr weiblich empfangend sich verhalten, männlich zeugend an einem scharf begrenzten, leicht übersehbaren und Ihren Fähigkeiten angemessenen Thema sich versuchen.

Zwei Klippen sind es, deren Vermeidung wir Ihnen vor allem wünschen: erstens, die Beschränkung des Studiums auf das zum Examen Erforderliche, zweitens den Dilettantismus des Studirens, wenn einer durch Neigung und geistige Bequemlichkeit sich beherrschen läßt und aus dem organisch gegliederten Stoffe nur das herausnimmt und betreibt, was sich als das leichtere oder die Wißbegierde mehr reizende darstellt. Beide Verirrungen sind ebenso häufig als schädlich. Gegen beide würden Sie ein treffliches Schutzmittel finden in jener Zucht des Geistes und Concentration des Denkens und Forschens, welcher jeder sich unterziehen muß, der eine wissenschaftliche Materie selbstthätig ausarbeiten will und dabei gezwungen ist, das Ganze, welchem sein Thema als organisches Glied angehört, stets im Auge zu behalten. Lassen Sie sich also durch den Gedanken, daß die Erringung des Preises schwer und unwahrscheinlich sei, durchaus nicht abhalten. Bedenken Sie vielmehr, daß der rechte und höchste Preis, der Ihnen nicht entgehen kann, in dem lebenslänglichen Gewinn liegt, den eine solche Weckung, Uebung und Anstrengung der in Ihnen noch schlummernden wissenschaftlichen Kräfte und Anlagen einbringt.

---